

Unsere Veranstaltungen

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Jahrbuch des Historischen Vereins des Kantons Glarus**

Band (Jahr): **73 (1992)**

PDF erstellt am: **24.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Unsere Veranstaltungen

August Rohr

125 Jahre Historischer Verein des Kantons Glarus

Festansprache (463) und Jubiläumsfeier vom 15. 10. 1988

Mit einer gediegenen, stimmungsvollen Feier im Gemeindehaus Glarus und im Hotel «Glarnerhof» gedachte am vergangenen Samstag der Historische Verein des Kantons Glarus seines 125jährigen Bestehens. Musikalisch umrahmt wurden die Worte des Landamanns und des Vereinspräsidenten von Johanna und Fridolin Beglinger (Violine, Bariton) und von Hans Beat Hänggi (Klavier). Zahlreiche Gäste überbrachten Glückwünsche der Historischen Vereine aus benachbarten Kantonen und von verschiedenen kantonalen Vereinigungen.

Den Auftakt zur feierlichen Stunde im Gemeindehaussaal Glarus bot Fridolin Beglinger mit einer Solokantate, einem Rezitativ und zwei Arien von Francesco Provenzale. Johanna Beglinger und Hans Beat Hänggi begleiteten ihn dabei auf der Violine und am Flügel. Nach einer kurzen Begrüssung durch Vereinspräsident August Rohr überbrachte Landammann Fritz Weber die Grüsse und Glückwünsche des Regierungsrates und sprach dem Verein den Dank für die geleistete Arbeit aus. Er erwähnte die Abwesenheit von Frauen an der Gründungsversammlung und betonte, dass Geschichte aus Geschichten bestehe, und dass sie das Bewusstsein fördere, Gegenwart als Zeugnis der Vergangenheit zu betrachten. Als Aufgabe des Vereins nannte er die Schaffung von Kommunikationsmöglichkeiten, wobei auch Missfallen, Ärger und Spannungen ihren Platz haben dürften. Kulturpolitik sei eine umfassende menschliche Tätigkeit, die neue Voraussetzungen zur Entwicklung der Menschen schaffe und an der zu sparen gefährlich sei. Präsident August Rohr zeichnete anschliessend kompetent und mit anschaulichen Details ein lebendiges Bild der *125 Jahre Vereinsgeschichte*: Die Gründung des Vereins am 19. Oktober 1863 geschah einerseits entgegen dem Zeitgeist und andererseits als Reaktion auf den Brand von Glarus. Das Glarnerland hatte damals einen starken industriellen Aufschwung erlebt, dessen Voraussetzung ein unbändiger Fortschrittsglaube war. Dieser zeigte sich auch im grosszügigen, städtischen Wiederaufbau von Glarus nach dem Brand. Industrielle Entwicklung und Naturwissenschaften wurden höher gewertet als die «geistig-sittliche Entwicklung» des Menschen. Doch der Brand hatte in der Nacht wertvolle Zeugen der Vergangenheit zunichte gemacht.

In den Gründungsstatuten wurde daher bestimmt, dass alle noch vorhandenen Urkunden und Altertümer wie Münzen, Abbildungen, Geräte usw. gesammelt und aufbewahrt werden sollten. Vorträge zur vaterländischen Geschichte sollten zudem «die Kenntnis und die Liebe zu unserem freien Vaterlande... wecken», und es sollten historische Aufsätze veröffentlicht werden.

Sammlung von Zeugnissen der Vergangenheit: Der erste Präsident, Johann Jakob Blumer, widmete sich vor allem der Sammlung von authentischen Quellen. Diese umfangreiche Urkundensammlung bildete bis in unsere Zeit die Grundlage für glarnergeschichtliche Studien. Lange Zeit war der Verein eine Sammelstelle für Antiquitäten, bei der die verschiedensten Geschenke eingingen. (So zum Beispiel ein Glasgemälde von 1568 oder eine Entlassungsurkunde aus niederländischen Diensten von 1744.) Die Sammlung führte schliesslich zum heutigen Museum des Landes Glarus im Freulerpalast; sie ist seit andert-halb Jahren Eigentum des Landes Glarus.

Vorträge: Die Organisation von Vorträgen zur Glarner und Schweizer Geschichte ist heute noch die bekannteste Tätigkeit des Vereins. Früher präsentierten aktive Geschichts-

forscher ihre neuesten Ergebnisse, die ein Koreferent kritisch unter die Lupe nahm. Dadurch wurde der Verein zu einem rege benutzten Diskussionsforum. Eduard Vischer, der fünfte Präsident, hat vor 15 Jahren ein Verzeichnis aller Vorträge angelegt.

Veröffentlichung von historischen Aufsätzen: Adolf Jenny-Trümpy setzte 1903 bei den Jahrbüchern einen eigenen Akzent. Seine Darstellung der Glarner Industriegeschichte hob den Gegensatz zur «geistig-sittlichen Entwicklung» des Menschen auf und machte die Industrie geschichtsfähig. Zudem sprengte das 700seitige «Jahrbuch» den finanziellen Rahmen, so dass ein nächstes Jahrbuch erst fünf Jahre später erscheinen konnte.

Der Band von 1974 stellt für die Glarner Geschichtsschreibung einen Markstein dar, er enthält den Grabungsbericht, der nachweist, dass unter den Fundamenten der alten Kirche (im heutigen Gerichtshaus) drei Vorgängerbauten standen und somit Christen schon im 7. Jahrhundert in Glarus heimisch waren.

Rück- und Ausblick: Die hochgesteckten Ziele der Gründer können heute als erreicht betrachtet werden. Geschichte ist jedoch nie etwas Abgeschlossenes, und die Aufgaben eines historischen Vereins wandeln sich. Die öffentliche Hand hat heute einige der ehemaligen Vereinsaufgaben übernommen (Museum, Quellensammlung). Der Verein wird aber auch in Zukunft Auseinandersetzung mit Geschichte betreiben, da sie den Blick schärft für die menschlichen Möglichkeiten und Grenzen und damit eine Voraussetzung bildet zur Mitgestaltung der Gegenwart.

Fridolin Beglinger rundete mit einem Lied von Dvořák und, passend zur herbstlichen Dekoration aus der eigenen Baumschule, mit einem Herbstlied von Mendelssohn die Feierstunde ab. Am Saalausgang wartete bereits der von der Gemeinde Glarus offerierte Aperitif.

Gemütlicher Teil: Die über 140 Anwesenden fanden sich anschliessend im Saal des Hotels «Glarnerhof» zum Abendessen ein. Vor dem Dessert servierten Johanna und Fridolin Beglinger und Hans Beat Hänggi eine witzig-amüsant-besinnliche Mischung von musikalischen Süßigkeiten aus Wien und Ungarn und im passenden «Sennenchütteli» ein Glarner Jodellied. Fridolin Beglinger plazierte dazwischen treffende Bonmots zu Geschichte und Geschichten, zu «Hänggi»- und anderen Türmen, die zurzeit ein flaches Dasein fristen.

Grussadressen: Der Grussadressen folgten viele: Georg Thürer vom Historischen Verein St. Gallen wies auf die verschiedenen Verbindungen zwischen den beiden Kantonen hin. So waren der erste Vereinspräsident und der erste Landammann von St. Gallen Glarner. Zudem erwähnte er die Bedeutung der Historischen Vereine als Mittler zwischen der Universität und dem Volk.

Glückwünsche überbrachten auch der Präsident des Historischen Vereins Schwyz und der Vizepräsident der Antiquarischen Gesellschaft Zürich. Fritz Marti überbrachte die Wünsche der Gemeinde Glarus, Hans Oppliger jene der Naturforschenden Gesellschaft und des Heimatschutzes, Heinz Hösli jene des Kunstvereins und Markus Nöthiger in Versform jene der Volkshochschule. Eduard Vischer hielt Rückschau auf das 100-Jahr-Jubiläum unter seinem Präsidium. Dieses hatte ganz im Zeichen des Föderalismus gestanden. Für ihn steht heute die Sterblichkeit des Menschen im Vordergrund, nicht nur die Sterblichkeit des Einzelnen, sondern die der Menschheit. Obwohl wir seit Noah im Alten Testament darum wissen, erscheint der neue Zeitgeist wie eine verspätete Vereinnahmung von Hiroshima, wie ein Stück Heilsgeschichte, die über der gewöhnlichen Geschichte schwebt. Vizepräsident Erich Wettstein schloss mit einem Überblick auf das Jubiläum im Jahre 2013 den Reigen der Redner.

Myrta Giovanoli

Dr. Gisela Ballmer-Tschudin, Zürich

Schweizer Auswanderung ins Zarenreich

Vortrag vom 17. 11. 1988

(464)

Präsident August Rohr zeigte sich sehr erfreut über die überaus zahlreichen Besucher und insbesondere darüber, dass sich immer mehr Frauen zu den Vorträgen einfanden.

Die Referentin, Gisela Ballmer-Tschudin, hat allgemeine Geschichte, Sozialgeschichte und Psychologie studiert und ist wissenschaftliche Mitarbeiterin beim Forschungsprojekt «Schweizer Auswanderung ins Zarenreich» der Universität Zürich. Ihre Ausführungen begannen sie mit einem allgemeinen Überblick über *Wanderungen*: Diese sind als prägendes Phänomen in der Sozialgeschichte allgegenwärtig. Die Forschung unterscheidet zwischen saisonalen Wanderungen, z. B. zur Erntearbeit, temporären Auswanderungen von etwa einem Jahrzehnt und permanenten Auswanderungen, die zu Kolonien Gründungen führen. Zahlenmässig überwog die Auswanderung in europäische Länder (zu denen auch Russland gehörte), obwohl die Auswanderung nach Amerika grössere Beachtung fand.

Themen der bisherigen Forschungsarbeiten waren: 1. Der Mensch zwischen Heimat und Fremde. Wichtig ist dabei vor allem die unterschiedliche Reaktion der Menschen im Laufe der Jahrhunderte, da diese Problematik in Anbetracht der grossen Flüchtlingsströme heute sehr stark aktuell ist. 2. Die Konsequenzen auf Wirtschaft und Kultur sowohl des Heimat- als auch des Gastlandes. 3. Briefe und Lebensgeschichten auch von einfachen Leuten, die mit ihren Selbstzeugnissen einen wichtigen Beitrag zur spärlich dokumentierten Geschichte dieses Standes leisten.

Quellen: Dadurch, dass nach der russischen Revolution zahlreiche Russlandschweizer in die Heimat zurückkehrten, ist für die Forschung die einmalige Situation entstanden, dass heute noch Leute befragt werden können, die in Russland geboren wurden. 1979 hat eine Forschungsgruppe begonnen, diese Leute, die sie zum Teil über Inserate fand, zu befragen. Neben diesen Befragungen, die als Tonbandinterviews und Lebenserinnerungen festgehalten sind, dienen Pässe, Zeugnisse, Fotos und Briefe als Quellen.

In der Schweiz wurden zudem Zivilstandsämter, Passregister, Zeitungen (insbesondere Stelleninserate) von damals untersucht, währenddem in Russland Konsulate, Schweizer Hilfsgesellschaften, Kirchen und die jetzt aufgelöste Vereinigung der Russlandschweizer um Akten angegangen wurden.

Statistischer Überblick: Aus all diesen Unterlagen geht hervor, dass die meisten Auswanderer nach Russland aus Davos stammten, dicht gefolgt von solchen aus Netstal. Von 1700 bis 1918 zählte man etwa 4000 Berufstätige oder, mit Frauen und Kindern, insgesamt zirka 10 000 Schweizer, die ins Zarenreich auswanderten.

Bis 1848 konnte ein direkter Zusammenhang zwischen Hungerkrisen in der Schweiz und Auswanderung hergestellt werden. In der ersten Hungerkrise von 1803 bis 1806 schickte Alexander I. Geld für die Hungernden in Thurgau und in Glarus. Dies könnte mit ein Grund sein, weshalb in den folgenden Jahren Glarner vorwiegend nach Russland und nicht nach Übersee auswanderten. Die Auswanderer aus Glarus standen zahlenmässig an sechster Stelle, im Vergleich zur Bevölkerungsdichte jedoch an zweiter Stelle der Schweizer Auswanderer nach Russland.

Russland vor dem 1. Weltkrieg: Russland umfasste vor dem 1. Weltkrieg auch den Ostteil Polens und Finnlands. Es war ein Agrarland mit einer allmächtigen zentralistischen Regierung und einem mächtigen Adel. Nach dem verlorenen Krimkrieg (1856) leitete Alexander II. die Modernisierung ein und schaffte 1861 die Leibeigenschaft ab. Mit Regierungsgeldern wurde die Industrialisierung auf zwei Fronten vorangetrieben: Im Eisenbahnbau und durch eine Finanzreform.

Ausländischen Investoren wurde ein Minimalgewinn garantiert, der in konvertierbaren Rubel exportiert werden konnte. Tiefe Arbeitslöhne, Steuerfreiheit für Produzenten und nach 1880 die höchste Wachstumsrate in Europa machten Russland zu einem attraktiven Land für investitionswillige Ausländer.

Auswanderung nach Berufsgruppen: Der Bau von St. Petersburg unter Peter dem Grossen bildete den Ansatzpunkt der Schweizer Auswanderung. Tessiner Baumeister und Architekten (z. B. Trezini, Gilardi) wurden für diesen Bau nach Russland gerufen.

1724 entstand die russische Akademie der Wissenschaften, die bis 1799 111 Mitglieder zählte. Davon waren allerdings nur 26 Russen, die übrigen (unter ihnen der Schweizer Mathematiker Euler) waren Ausländer. Zudem wurde im 18. Jahrhundert die Armee nach westeuropäischem Muster aufgebaut; ausländische Offiziere halfen dabei. Frauen gingen als Erzieherinnen der adligen Kinder nach Russland. Es war demnach eine Elite von Spezialisten, die zu jener Zeit ins Zarenreich kam.

Erst später folgten die Kolonisten, also ganze Bauerngruppen, die in Kolonien angesiedelt wurden. Entlang der Wolga entstanden 104 Kolonien, davon hatten acht Namen von Schweizer Kantonen. In Transkaukasien gab es viele deutsche Kolonien, in die die Schweizer sich integrierten. Eine Ausnahme bildete «Zürichtal» auf der Krim, das aus Bauern aus dem Knonaauer Amt bestand.

Ende des 18. Jahrhunderts wanderten zahlreiche Zuckerbäcker aus Graubünden ein, die in den grösseren Städten Russlands Konditoreien und Kaffees eröffneten. Die Käser bildeten von 1800 bis 1914 eine weitere Berufsgruppe von Auswanderern. 80% von ihnen stammten aus dem Berner Oberland (Hauptauswanderung um 1830), die restlichen 20% aus dem Glarnerland (um 1800). Einzelne Käser haben dabei phänomenale Aufstiege erlebt: Vom einfachen Käser bis zum Milchfarmer mit mehr als 100 Kühen.

Die Auswanderung im 19. Jahrhundert erfolgte vor allem von Kautleuten und Industriellen. Sie gründeten 300 Firmen der Lebensmittel-, Maschinen- und Textilindustrie. In 66 schweizerischen und 256 russischen und ausländischen Firmen wurden 300 Mio. Schweizer Franken investiert. Die Schweiz stand damit an siebter Stelle der ausländischen Kreditgeber. Hauptanlagebranche war die Elektrizitätswirtschaft.

Glarner in Russland: Der erste bekannte Schweizer Kaufmann in Russland war der Glarner Johannes Jenny. Er reiste 1670 erstmals mit Schiefertischen auf dem Seeweg ums Nordkap und über Archangelsk ins ferne Land. Ihm folgten vier Brüder Weber aus Netstal. Der eine exportierte Nussbaumholz, ein anderer gründete in Moskau ein Textilunternehmen.

Eine Familie Jenny gründete eine russische Zuckerfabrikantendynastie sowie 1750 eine Import/Export-Firma in Wien. Einer ihrer Nachfahren konnte 1802 eine ganze Stadt bei Kiew kaufen; dazu gehörten Kohlenbergwerke und Ländereien, auf denen Zuckerrüben angebaut wurden. Die Geschäfte liefen so gut, dass bis zu 50% des Aktienkapitals an Dividenden ausbezahlt werden konnten. Diese Glarner führten den Lebensstil der polnischen Magnaten, denen sie die Stadt abgekauft hatten.

Motivation zur Auswanderung: Es waren vorwiegend die grossen wirtschaftlichen Möglichkeiten, die die Schweizer anzogen, und weniger ein Ausweichen aus drückender Not. Vor allem die qualifizierten Berufsleute merkten, dass die Berggebiete beim grossen Aufschwung der Städte an den Rand gedrängt wurden und gingen daher weg, bevor sie sich dazu gezwungen fühlten. Dazu kam eine gewisse Abenteuerlust und eine erhöhte Risikobereitschaft.

Für die Forschung ist es heute extrem schwierig, mehr herauszufinden (was über Klischees hinausgehen würde), da die Auswanderer selbst sich nicht sehr bewusst waren über ihre Motive. Fest steht, dass die meisten nicht ins Ungewisse hinauszogen. Fast immer kannten sie jemanden, der vor ihnen ausgezogen war und der die neu Ankommenden ins soziale Netz eingliedern konnte. Trotzdem litten viele unter Heimweh. Doch der Wunsch, ihren Kindern eine bessere Zukunft zu ermöglichen, liess sie dieses ertragen.

Assimilation: Allgemein lief die Eingliederung in die fremde Gesellschaft über den Spracherwerb. Meistens konnte die zweite Generation fließend Russisch, behielt Hochdeutsch aber bei. Schweizerdeutsch ging dabei meistens verloren. Nur in den grösseren Städten konnte das Schweizer Brauchtum erhalten bleiben, da die Einwanderer vorwiegend

untereinander heirateten. Auf dem Land heirateten in der ersten Auswanderergeneration 20% eine Frau aus der fremden Kultur, in der zweiten Generation waren es bereits 43%. Es gab Familien, die über acht Generationen das Schweizer Bürgerrecht beibehielten, auch wenn niemand mehr Deutsch oder Schweizerdeutsch sprechen konnte.

Rückwanderung: Nach der russischen Revolution setzte eine grosse Rückwanderungswelle ein. Zwischen 1918 und 1920 gab es eigentliche Repatriierungszüge, mit welchen 80% der insgesamt 6200 Rückwanderer in die Schweiz kamen. Zuerst kehrten reiche und in Russland wenig assimilierte Schweizer heim, die wie verlorene Söhne gefeiert wurden.

Später folgten die «Papirlischwyzer», die nur Russisch sprechen konnten, wie Russen aussahen und die sich in der Schweiz fremd fühlten. Sie hatten zum Teil all ihr Hab und Gut verloren und mussten nun von den Schweizer Gemeinden als Armengeössige aufgenommen werden. Man weiss von einem Käserclan (etwa 120 Personen), der nach 1929 nach Lauterbrunnen zurückkehren wollte und dem die Schweizer Regierung ein zinsloses Darlehen erteilte, damit die Leute nicht in die Schweiz einreisten, sondern nach Kanada weiterzogen. In jene Zeit fällt auch der Verkauf von Abzeichen an die Schweizer Bevölkerung, um damit Geld aufzutreiben für die notleidenden Russlandschweizer.

Die Referentin hatte es verstanden, mit Diagrammen, Karten und detaillierten Beispielen aus ihrem persönlichen Forschungsgebiet «Die Schweizer Käser in Russland» einen lebendigen, übersichtlichen Eindruck von dieser wenig bekannten schweizerischen Auswanderungsgeschichte zu geben. Daran anschliessend erzählten Vereinsmitglieder Lebensgeschichten von Glarnern und von einem Prättigauer, die mit dem im Zarenreich erworbenen Vermögen heute im Kanton noch bestehende Häuser und Stiftungen errichteten. Abschliessend wies Gisela Ballmer-Tschudin darauf hin, dass Belege und Informationen über Russlandschweizer vom Russlandschweizer-Archiv der Universität Zürich jederzeit gerne entgegengenommen würden.

Prof. Dr. Jost Hösli, Männedorf

Das Haus am Spielhof in Rüti GL

Vortrag vom 11. 1. 1989
(465)

Einmal mehr war der Saal des Hotels «Glarnerhof» voll besetzt, als Jost Hösli seinen Vortrag im Historischen Verein hielt. Der Autor des Buches «Die Bauernhäuser des Kantons Glarus» gab einen detaillierten Überblick über die Geschichte des Hauses am Spielhof in Rüti. Anhand von Dias zeigte er unter anderem die geschnitzte Balkendecke, die nach seiner Ansicht aus dem 15. Jahrhundert stammt.

Dr. Jost Hösli, Geograph und Mittelschullehrer aus Männedorf, ist langjähriges Mitglied des Historischen Vereins. Zu Beginn seines Referates zeigte er Lichtbilder von Rüti und dessen Umgebung, von der Brücke, vom Haus am Spielhof und seiner wertvollen Decke. Die Brücke über die Linth bestand in Rüti schon lange bevor der Holzbau im 16. Jahrhundert durch steinerne Brückenbogen ersetzt wurde. Es ist daher denkbar, dass die Brücke den Standort des Hauses mitbestimmte, liegt es doch nicht weit von ihr entfernt.

Die Geschichte des Hauses: Sie reicht vermutlich bis ins 13. Jahrhundert zurück. Die gemauerte Rückseite war Teil eines mittelalterlichen festen Hauses, das auch Wohnturm oder Burg genannt wurde. Vermutlich im 15. Jahrhundert wurde der Wohnturm mit dem Hocheingang auf der Nordseite (von dem heute noch eine Felskonsole zu sehen ist) aufgebrochen und durch einen Holzbau ergänzt. Über den Zweck des Hauses bestehen Spekulationen, ob es als Schenke, Ratsstube, Versammlungsraum der Dorfleute oder als Gerichtshaus

gedient hat. Sicher ist es ein Zeugnis für die feudalen Strukturen des Hoch- und Spätmittelalters.

Die Bewohner: Der Referent ist der Meinung, dass das Haus bis 1395, dem Jahr der Ablösung von der Grundherrschaft des Klosters Säkingen, Sitz eines Verwalters, des sogenannten «Meiers», und damit das Verwaltungszentrum für Rüti, Ennetlinth und Braunwald war. Im Fahrtsbrief erscheint ein «Hug Wala zer burg» aus Rüti, der als Mordopfer in der Nacht vom 21./22. Januar 1388 in Weesen fiel. War er vielleicht der säkingische Verwaltungsbeamte, der das Haus zusammen mit «...sin Husfrow und ir Kind» bewohnte? Der Name Wala wird auch als Walen oder Wallen notiert, und es ist erwiesen, dass sich die Walen von Rüti später Schuler und Simmen nannten.

Die Annahme, dass die Walen als «Welsche», als Nachkommen von Rätoromanen zu betrachten sind, teilt der Referent nicht. Er geht eher mit Paul Thüerer einig, dass die Schuler, welche den Zunamen Wala führen, eingewanderte Walser sind. Auch das Geschlecht der Meier war in Rüti stark und angesehen. Sie stellten im 16. Jahrhundert den Landvogt von Werdenberg und waren im 17. und 18. Jahrhundert Tagwensvögte und Ratsherren. Noch im 19. Jahrhundert besaßen die Meier den vorderen Teil des Hauses am Spielhof, also jenen Teil, in dem sich die wertvolle Balkendecke befindet.

Das Haus wurde daher auch Meierhaus genannt. Ob die Meier des 16. Jahrhunderts und der folgenden Jahrhunderte direkte Nachfahren der säkingischen Meier sind, ist nicht geklärt. Möglich wäre, dass die Nachkommen von «Hug Wala zer burg» nach 1395 den Beamtentitel als Nachnamen gewählt haben.

Das Innere des Hauses: Bei Renovationsarbeiten im Jahre 1972 kam eine rauchgeschwärzte Balkendecke zum Vorschein. Die Balken weisen Kerbschnitzereien auf, am einen Ende wiederholt sich ein herzförmiges Motiv mit einer stilisierten Blume. Am elften Balken ist als einziges Abbild eines Tieres eine Art Eule eingeschnitzt. Unterschiedlich gekerbte Medaillons in Achteckfeldern finden sich gegen das andere Ende der Balken.

In der Mitte der ehemaligen Saaldecke ist ein Christusmonogramm eingeschnitzt, dessen Form auf das 15. Jahrhundert deutet. An einem weiteren Balken befindet sich ein leider beschädigtes Medaillon mit dem Fridolinswappen, das mit «Maria» in geschnitzten gotischen Lettern überschrieben ist. Das Christusmonogramm und die Inschrift «Maria» sind für den Referenten Belege, dass «diese Stube und damit der Strickbau des grossen Hauses mit massivem Hinterteil vorreformatorischen Ursprungs ist. Denn 1528 verbrannten Angehörige der Kirchgemeinde Betschwanden, zu der die Bevölkerung von Rüti heute noch gehört, die Heiligenbilder und wurden Protestanten.

Als weiteres Element der Frühzeit des Hauses wird das Sandsteinportal zwischen kleiner Stube und Küchenraum angesehen. Es ist mit der Jahreszahl 1537 überschrieben.

Der Name: Während der Säkinger Herrschaft hatten die Bauern Abgaben zu bringen, die sie auf dem Dorfplatz, dem Spielhof, zusammentrugen. Der Platz besteht heute nicht mehr, daher ist die Bezeichnung auf das Haus übergegangen.

Im Anschluss an das ausführliche Referat war Gelegenheit zur Diskussion geboten. Jürg Davatz bemerkte, dass die Datierung des Hauses schwierig sei. Seiner Meinung nach weist das Christusmonogramm auf später, und es ist für ihn denkbar, dass Vertreter der Oberschicht auch nach 1528 am alten Glauben festgehalten haben. Für ihn ist es daher auch möglich, dass der Hausteil 1537, gemäss der Jahreszahl über dem Portal, gebaut worden ist. Er bezweifelt zudem, dass mehr als ein Meier als säkingischer Verwalter im Glarnerland lebte und dass es, ausser in Glarus, noch eine Gerichtsstätte gegeben haben soll.

Weitere Interpretationen und Reminiszenzen (vor allem zur Felsplatte) folgten. Gesicherte Angaben werden wohl erst möglich sein nach einer gründlichen Hausuntersuchung. Für den Referenten ist das Ziel des Abends erreicht, wenn die Voraussetzungen für eine solche Untersuchung gegeben sind, unter anderem durch die Zustimmung des am Abend anwesenden jetzigen Hauseigentümers.

mgf.

Dr. Ursi Blosser und Dr. Franziska Gerster, Zürich

Töchter der guten Gesellschaft

Vortrag vom 7. 2. 1989
(466)

Sehr zahlreich erschien das Publikum zum vierten Vortrag des Historischen Vereins: Ursi Blosser und Franziska Gerster sprachen am Dienstagabend im Hotel «Glarnerhof» zum Thema «Töchter der guten Gesellschaft um 1900». Die Referentinnen, die ihre gemeinsame Dissertation diesem Thema gewidmet haben, beleuchteten Rollenideal und -wirklichkeit, psychische Identität und Philosophie der Geschlechter jener Zeit. Sie legten dar, wie Frauen des Grossbürgertums um 1900 in der Schweiz lebten und wie Mädchen erzogen wurden, um den weiblichen Rollenanforderungen zu entsprechen.

Präsident August Rohr stellte die Referentinnen vor: Franziska Gerster unterrichtet an einer Berufsschule in Zürich, Ursi Blosser arbeitet ebenfalls in Zürich in einer Informationsstelle für Sozialwesen. Die beiden Frauen hatten sich entschlossen, die Doktorarbeit gemeinsam zu schreiben, da das Thema zu gross und zu unerforscht für eine Einzelarbeit gewesen wäre. Ihr Referat hielten sie abwechselungsweise.

Geschlechterphilosophie: Im 19. Jahrhundert wurden die bisherigen philosophisch-theologischen Spekulationen über die «Natur des Weibes» abgelöst durch Theorien von Ärzten und Naturwissenschaftlern. Sie sahen Frau und Mann als grundlegend verschiedene Existenzen an, wobei die Frau durch ihre Gebärfunktion im «allgemeinen Naturzusammenhang» befangen bleibt, während der Mann «nur momentan seinen Anteil am Geschlechtsleben geltend macht». Aus dieser «natürlichen Veranlagung» leiteten sie folgende psychische Veranlagung ab: Die Frau sei passiv, emotionell, weich, hingebend, opferbereit, unselbständig und abhängig vom Mann, dem die Eigenschaften Egoismus, Ehrgeiz, Wille, Kraft, Verstand, Selbständigkeit, Aktivität und Rationalität zugeschrieben wurden. Diese unterschiedlichen Anlagen prädestinierten nach Ansicht der Ärzte und Biologen die Geschlechter für ihre verschiedenen Tätigkeiten: die Frau zur Hausfrau, Gattin und Mutter im häuslichen Binnenraum, den Mann zur ausserhäuslichen gesellschaftlichen Produktion. Damit er seine Funktion als Ernährer der Familie wahrnehmen konnte, hatte die Frau dafür zu sorgen, dass der Mann seine Arbeitskraft im Hause wieder erneuern konnte, sie sollte ihm eine «Oase in der Wüste» der kalten und feindlichen Arbeitswelt schaffen.

Der im 19. Jahrhundert aufkommende Glaube an die Wissenschaft bewirkte, dass diese Theorien geglaubt wurden und die darauf basierenden gesellschaftlichen Verhaltensweisen ein Dogma bildeten, dem sich weder Mann noch Frau entziehen konnten. Die Rollenverteilung war starr, eine Entwicklung nach Wünschen und Neigungen war nicht möglich.

Die psychische Identität der Geschlechter: Die industrielle Produktion brachte es mit sich, dass der grossbürgerliche Mann seine Umwelt als Einzelkämpfer aktiv zu meistern hatte. Sein Denken war auf Konkurrenz ausgerichtet. Seine passiven, «weiblichen» Seiten konnte er daher nicht ausleben, sondern er verdrängte sie. Auf alles, was an diese verdrängten Inhalte rührte, reagierte er mit Angst und Aggression. Gleichzeitig trug er eine diffuse Sehnsucht nach dem Ungelebten in sich. Diese ambivalenten Gefühle projizierte er auf die Frau. Er spaltete unbewusst sein Frauenbild in «einen bösen, erotisch-verschlingenden, verworfenen Teil und in einen reinen, unschuldigen, mütterlich-pflegenden Teil». Mutter, Schwester, Gattin, Tochter waren ihm «reine weisse Frauen», währenddem er in der «verworfenen Frau» die Verkörperung dessen sah, was er an sich ablehnte. Die Frauen hatten diese Sichtweise von weiblichen Wesen im Laufe ihrer Erziehung verinnerlicht und strebten selbst danach, zur Kategorie der «reinen weissen Frauen» zu gehören.

Die Aufgaben der Frau im Grossbürgertum: Die Dame der guten Gesellschaft stand dem Haushalt vor. Das bedeutete, dass sie die Arbeitseinsätze der Dienstboten zu organisieren

hatte, Hilfskräfte einstellte und überwachte. Sie selbst verrichtete keinerlei körperliche Arbeit; dadurch grenzte sie sich von tieferen Ständen ab. Das bedeutet aber nicht, dass sie müssig war: Sie hatte vielmehr rastlos tätig zu sein, um ihrem Rollenbild zu entsprechen. Die Dame des Hauses organisierte Einladungen, hielt die zahlreichen Geschenk- und Schreibverpflichtungen ein, stattete Visiten ab und empfing solche, machte Handarbeiten oder pflegte die schönen Künste. Damit und durch modische Kleidung (die sie mehrmals täglich wechselte), Kuraufenthalte, teure Liebhabereien und Sportarten repräsentierte sie den gehobenen Status der Familie nach aussen.

Als Mutter hatte die Frau die Aufgabe, die Kinder zu «zivilisieren», d. h. sie musste sie dazu bringen, dass sie ihre Triebe und Affekte selbst kontrollierten, Autoritäten fraglos akzeptierten und die Normen und Werte ihrer Schicht verinnerlichten. Das geschah in einer distanzierten, körperfeindlichen Haltung. Für die alltäglichen Versorgungsleistungen und die emotionelle Wärme war hingegen die Kinderfrau zuständig.

Als Gattin musste sie dafür sorgen, dass der Mann sich von der feindlich erlebten Aussenwelt erholen konnte. Sie war dafür verantwortlich, dass der Mann sich sexuell nicht verausgabte, sondern seine Kräfte für die Arbeit schonte. In Gesellschaft war sie für das Benehmen der anwesenden Männer verantwortlich; sie musste sich so damenhaft und diszipliniert verhalten, dass diese sie ehrten und achteten.

Daraus wird ersichtlich, wie widersprüchlich die Rollenanforderung an die Frau war: Einerseits wurde erwartet, dass sie passiv, hingebungsvoll, weich und lieblich war, andererseits musste sie die Kontrolle über Dienstboten, Kinder und Männer fest in ihrer Hand halten. Diesem Rollenbild zu entsprechen, war daher nur durch eiserne Disziplin, Selbstkontrolle und durch Verdrängung der Sexualität möglich.

Die Entwicklung der Mädchen: Kinder wurden schon früh diszipliniert. So durften sie z. B. nur am Ende des Tisches sitzen, sie durften nicht laut sein und nicht lachen. Bei den Mädchen war zudem die Toleranzgrenze schneller erreicht. Etwa mit zehn Jahren wurden sie in Tanzstunden geschickt, um gutes Benehmen zu lernen. Vom zwölften Altersjahr an nannte man sie Backfische, da sie nicht mehr Kind und noch nicht Erwachsene waren. Den Beitritt zur Erwachsenenwelt übten sie in sogenannten «Vereinli». Das waren Kleingruppen befreundeter Mädchen aus der gleichen sozialen Schicht. Nach der Konfirmation (etwa mit 16) galten sie offiziell als erwachsen und wurden zur weiteren Erziehung ins Pensionat (meist im Welschland) geschickt. Hier lernten sie korrektes, höfliches Benehmen, Konversation, und sie beschäftigten sich mit Sprachen, Malerei und Musik. Wieder zu Hause begann die «Wartezeit» bis zur Verlobung und Heirat. Diese wurde durch Bälle verkürzt, die dazu dienten, die Mädchen in die Gesellschaft einzuführen und den passenden Mann zu finden. Eine grosszügige Mitgift und Aussteuer erleichterte dann dem jungen Paar den Start ins gemeinsame Leben. Sexuelle Kontakte hatte das Paar erst in den Flitterwochen. Aus der erwähnten Rollenidentität heraus und weil Sexualität streng tabuisiert war, verliefen diese häufig problematisch.

Die Referentinnen verstanden es, sehr anschaulich ein lebendiges, detailliertes Bild der Frauen und Töchter der guten Gesellschaft um 1900 zu zeichnen. Die heimliche Aktualität des Themas hatte nicht nur die Autorinnen bei ihrer Arbeit überrascht: Auch Zuhörerinnen stellten fest, wie wenig sich in gewissen Kreisen bis heute geändert hat und wie sehr das Rollenbild jener Zeit noch in die Gegenwart hineinwirkt. Nach einer regen Diskussion, in der die Referentinnen Fragen (z. B. nach der ledigen Frau) beantworteten, konnte Präsident August Rohr den äusserst anregenden Abend mit dem Hinweis auf die Bibliographie schliessen: Blosser/Gerster «Töchter der guten Gesellschaft», Chronos-Verlag, Zürich.

Myrta Giovanoli

Dr. Marco Jorio-Hasler, Bern

Das neue Historische Lexikon der Schweiz

Vortrag (467) und Hauptversammlung vom 11. 3. 1989

Im fünften Vortrag des Historischen Vereins stellte Dr. Marco Jorio das Historische Lexikon der Schweiz (HLS) vor: Dabei handelt es sich um ein zwölfbändiges Werk in drei Sprachen, das die Geschichte des Gebietes der heutigen Schweiz von der Altsteinzeit bis zur Gegenwart beinhalten will.

Es soll das 1934 erschienene und heute veraltete Historisch-biographische Lexikon der Schweiz (HBLS) ersetzen. Der erste Band wird ab 1992/93 erhältlich sein, die restlichen elf Bände sollen in den folgenden 15 Jahren erscheinen. Die Kosten von 35 Mio. Franken werden vom Bund getragen. Für Stichwörter zum Kanton Glarus sind 15 000 Zeilen reserviert, das sind 1,5% bis 2% des ganzen Volumens.

Dr. Marco Jorio, verantwortlicher Redaktor des Historischen Lexikons der Schweiz (HLS), begann seine Ausführungen mit einem Rückblick auf die Geschichte der Lexika in der Schweiz: 1677 erschien ein erstes, 1721 und 1765 folgten weitere lexikalische Werke. Viktor Attinger schuf von 1921 bis 1934 das siebenbändige Historisch biographische Lexikon der Schweiz (HBLS), das handliche Standardwerk, das im Schweizervolk noch heute weit verbreitet ist.

Verschiedene Mängel (z. B. geographische Lücken, willkürliche Sachstichwörter) liessen bereits 1958 die Diskussion um eine Neuedition aufkommen. Von 1985 bis 1987 wurden Projektstudien durchgeführt, die die Art der Bedürfnisse und die Realisierung des Werks abklärten. Von den 25 vorgeschlagenen Varianten wurde der integralen Neuauflage der Vorzug gegeben, wobei noch offen ist, ob sie mit oder ohne Sachstichwörter erfolgen soll. Im Mai 1988 wurde in Näfels die Stiftung «Historisches Lexikon der Schweiz (HLS)» gegründet.

Konzept: Das Historische Lexikon der Schweiz soll zwölf Bände umfassen und 25% mehr Text aufweisen als das HBLS. Das ganze Werk wird in den Sprachen Deutsch, Französisch und neu auf Italienisch erscheinen; zudem ist eine einbändige Ausgabe in Romansch-Grischun vorgesehen, die die für die Romanscha wichtigen Inhalte berücksichtigt.

Die Geschichte der gesamten Fläche, die heute Schweiz heisst, soll in vier Stichwortkategorien eingeteilt werden: Biographie, geographische Artikel, Familienstichwörter und eventuell Sachstichwörter. Das Werk soll stärker bebildert sein als das HBLS. Dem Kanton Glarus wurde ein Kontingent von 1,5 bis 2% des Gesamtvolumens zugeteilt, das entspricht etwa 15 000 Zeilen. Das HLS soll den heutigen Stand der Forschung aufzeigen.

Kosten: Der Bund finanziert die Redaktionskosten mit insgesamt 35 Mio. Franken. Nach dem Erscheinen muss sich das Werk durch den Verkauf und durch Sponsorenbeiträge selbst tragen.

Redaktion: In Bern besteht eine 10köpfige Zentralredaktion. Für die rätoromanische Ausgabe wird ein Redaktor in Chur zuständig sein. Zahlreiche wissenschaftliche Berater aus den einzelnen historischen Bereichen und aus den Kantonen garantieren zudem ein hohes Niveau der Publikation. Für den Kanton Glarus leitet Hans Lauppper die Beratungsgruppe des HLS.

Herstellungsverfahren: Anhand eines Schemas zeigte der Referent auf, wie die Bearbeitung eines Stichwortes vor sich geht. Von der Erarbeitung bis zum Druck durchläuft es acht Fachstellen. Die Stichwortliste wird mit EDV erstellt, das ganze Werk wird in einer Datenbank gespeichert. So ist es möglich, die Stichwörter leicht zu ergänzen und das Lexikon später auf anderen Wegen als in Buchform zu publizieren.

Stand der Arbeit: Ein Hauptproblem der Konzeptarbeit bildet die Dreisprachigkeit des Werks. Alphabetisch unterschiedliche Stichwörter (z. B. dt. Ägypten, it. Egitto) und Querverweise beispielsweise vom 8. zum 3. Band müssen von Anfang an berücksichtigt werden.

Die Redaktion wird als nächstes die inländischen Ortsstichwörter abschliessen. Dabei muss entschieden werden, welche Seen, Flüsse, Berge als für die Geschichte relevant ins HLS aufgenommen werden sollen. Dann wird sie die freien Mitarbeiter bestimmen und redaktionelle Aussenstellen in Chur und Bellinzona schaffen. Aus zeitlichen Gründen wird es der Redaktion nicht möglich sein, mehr als minimale Archivforschung zu betreiben. Zudem bestehen in der Geschichtsforschung des 20. Jahrhunderts beachtliche Lücken: So ist weder die Geschichte der Technik, der Wissenschaft, der Chemie oder des Sports erfasst, noch ist die Geschichtsschreibung in den einzelnen Kantonen à jour. So auch im Kanton Glarus. Was sich nach dem Tod von Landammann Brunner (1925) ereignet hat, ist die Geschichtsschreibung der Geschichte noch schuldig. Diese Zeit aufzuarbeiten bis zum Erscheinen des 12. Bandes des HLS (voraussichtlich im Jahr 2008) dürfte eine Herausforderung für die Glarner Historiker sein.

mgj.

Präsident August Rohr liess in seinem Jahresbericht, der infolge Heiserkeit des Präsidenten von Kaspar Rhyner vorgetragen wurde, das vergangene Jubiläumsjahr Revue passieren. Er wies auf drei Publikationen hin, die in diesem Jahr erschienen sind: Von Heinrich Stüssi ein Aufsatz über Conrad Blumers Geschäftsreise 1840/41 nach Indien, von Martin Schindler ein Werk über Glarner Frühgeschichte und zwei Alpbrieftage aus dem 15. Jahrhundert, die Jakob Elmer entdeckt hat. Das Interesse am Historischen Verein hat weiter zugenommen, ist doch die Mitgliederzahl um acht auf 342 Personen gestiegen. Die Jahresrechnung weist einen Rückschlag auf, der auf die Produktionskosten des Jahrbuches zurückzuführen ist.

Mit Bedauern musste der Präsident den gesundheitlich bedingten Rücktritt von Hans Lauppper aus dem Vorstand entgegennehmen. August Rohr würdigte die zwölfjährige Vorstandstätigkeit und dankte insbesondere für die Organisation der Reisen, die Hans Lauppper dank seinen vielfältigen Beziehungen zu Fachleuten in der ganzen Schweiz immer wieder interessant gestaltet hatte. Zu seinem Nachfolger wurde einstimmig Fredy Bühler, Treuhänder in Glarus, gewählt.

Das Vereinsjahr stand ganz im Zeichen zweier grosser Feierlichkeiten: einerseits der Aktivitäten rund um «600 Jahre Unabhängigkeit für das Land Glarus», andererseits des 125-Jahr-Jubiläums des Vereins. Als drittes, abschliessendes Ereignis dieses wichtigen Vereinsjahres ernannte der Vorstand drei Ehrenmitglieder: Albert Müller, Heinrich Stüssi und Hans Thürer haben sich in besonderer Weise um die Glarner Geschichte verdient gemacht. Als nicht ausgebildete Historiker haben sie sich selbst das nötige Rüstzeug erarbeitet, um als Historiker tätig zu sein. Sie sind somit besonders geeignet, um zwischen Geschichtswissenschaft und Geschichtsfreunden zu vermitteln. Albert Müller leistet seit Jahren einen einmaligen Einsatz für die Ortsgeschichte. Er ist Initiator und Präsident der «Freunde der Geschichte von Näfels», des einzigen lokalen Geschichtsvereins im Kanton. Während 18 Jahren war Albert Müller nebenamtlicher Konservator des Freulerpalastes, den er immer noch durch Führungen den Besuchern näherbringt. Seine profunden Kenntnisse der Schlacht und Fahrt von Näfels haben ihren Ausdruck in einer von ihm verfassten Broschüre und in einem Artikel im Jahrbuch gefunden. Albert Müller ist seit zehn Jahren Vorstandsmitglied des Historischen Vereins. Heinrich Stüssi aus Linthal ist einem breiten Publikum durch die Herausgabe des «Neujahrsboten für das Glarner Hinterland» bekannt. Diese vielfältige Publikation enthält immer wieder Beiträge zur Geschichte des Kantons, die häufig aus der Feder des Geehrten stammen. So war die Ausgabe 1988 ganz der Schlacht von Näfels gewidmet. Heinrich Stüssi ist zudem Initiator und Organisator der Ausgrabungen auf Bergeten und Initiator des Ortsmuseums Linthal. Hans Thürer aus Frauenfeld ist als Sohn des Pfarrers Paul Thürer von Netstal seit Kind mit der Glarner Geschichte vertraut. Er war während Jahren Konservator des Freulerpalastes und ist Autor und Mitautor von drei geschichtlichen Büchern: der «Geschichte der Gemeinde Mollis», erschienen 1954, der

«Geschichte der Gemeinde Netstal» des Vaters, die er 1963 überarbeitet hat, und des «Glarner Heimatbuches» von 1955. Seit seiner Pensionierung 1982 ist eine Reihe von grösseren und kleineren Arbeiten erschienen, so z. B. ein Artikel in den «Glarner Nachrichten» zum Revolutionsjahr 1789 im Glarnerland. Zum Buch «Grosse Glarner» hat er wesentliche Vorarbeiten geleistet. Alle drei Geehrten sind Mitarbeiter an diesem Werk.

Vorgängig zu diesen Ehrungen konnte August Rohr einer stattlichen Zahl von langjährigen Mitgliedern für ihre Vereinstreue danken: Drei Mitglieder sind seit über 60 Jahren beim Verein, elf seit über 50 Jahren, und neun Mitglieder sind vor mehr als 40 Jahren dem Verein beigetreten. Sie alle erhielten als Anerkennung und Dank für ihre Treue ein Präsent.

Mit dem Hinweis auf den Ausflug am 27. Mai nach Solothurn konnte der Präsident die feierliche Hauptversammlung schliessen und die Mitglieder zu einem Aperitif einladen.

Dr. François de Capitani, Bern

Die Ideen der Französischen Revolution und die schweizerische Festkultur

Vortrag vom 31. 10. 1989
(468)

Wenn heute neue Ideen und Botschaften verbreitet werden sollen, bedienen wir uns der Medien. Damals, also vor 200 und mehr Jahren, dienten Feste dazu, Menschen an einem Ort zu versammeln, um ihnen Informationen und neues Gedankengut zu vermitteln. Dr. François de Capitani, Konservator am Historischen Museum Bern, ging in seinem Vortrag auf die Entwicklung der Festkultur ein, wie sie sich in vorrevolutionärer Zeit und unter dem Einfluss von «Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit» präsentiert.

Vorrevolutionäre Traditionen: Die Feste der damaligen Zeit können in drei Kategorien eingeteilt werden:

1. Die grossen politischen Volks- und Stadtfeste, an denen sich Regierung und Korporationen in prachtvollem Ornat dem Volk zeigten.

2. Die Wettkämpfe des Landvolkes.

3. Versammlungen der Helvetischen und der Militärisch-Helvetischen Gesellschaft. Augenfällig war bei den politischen Festen die klare Trennung von Handelnden und Zuschauern, die die politischen Verhältnisse klar zum Ausdruck brachte. Im Gegensatz dazu standen die ländlichen Feste und Wettkämpfe, an denen alle Anwesenden teilnahmen. Für Rousseau waren diese Feste das Kennzeichen eines freien Volkes, er propagierte sie und wandte sich energisch gegen die Institution des Theaters, das für ihn Symbol der Dekadenz war: «In der Natur, unter freiem Himmel sollt ihr euch versammeln und euer schlichtes Glück geniessen. Flieht die verweichlichten und demütigen Vergnügungen, eure Feste seien frei und grosszügig... Pflanz in die Mitte eines Platzes einen bekränzten Baum, lasst das Volk herbeiströmen und ihr habt ein Fest.» (Übersetzung F. d. C.)

Die dritte Art der Feste mag aus heutiger Sicht erstaunen: Es sind dies die Versammlungen der aufgeklärten Helvetischen und der Militärisch-Helvetischen Gesellschaft. An diesen Festen wurde in Reden und Vorträgen die Erneuerung eines schweizerischen Gemeinnsinns, das gemeinsame Vaterland beschworen. Das Fest als Theatralisierung der Vaterlandsliebe liess jene Gemeinsamkeit erleben, die in Diskussionen über die politische Zukunft nicht erreicht werden konnte. Die Teilnehmer dieser Feste verstanden sich nicht als abgeschlossenen Kreis (es nahmen auch in- und ausländische Gäste daran teil), sondern als demokratische Versammlung, die sich für die ganze Nation verantwortlich fühlte.

Feste der Französischen Revolution: Der radikale Bruch mit den staatlichen Traditionen verlangte nach neuen Formen der Repräsentation. Die Organisatoren der neuen Feste suchten nach Vorbildern ausserhalb der monarchischen Tradition. Sie fanden sie in der griechischen und römischen Antike, im idealisierten Bild der schweizerischen Festtradition und in utopischen Entwürfen aufgeklärter Schriftsteller. Anstelle des Königs stand nun die Nation im Zentrum des Festes. König, Nationalgarde und Volk hatten der Nation und dem Gesetz die Treue zu schwören. Der erste Jahrestag des Sturmes auf die Bastille bot Gelegenheit zu einem solchen Fest: Aus dem Champ de Mars wurde eine riesige Arena, die etwa 400 000 Menschen Platz bot. In der Mitte des Feldes wurde der Altar des Vaterlandes errichtet, auf den alle Rituale ausgerichtet waren. Männer, Frauen und Kinder, Magistrat und Volk feierten gemeinsam, die Einheit wurde zum Erlebnis. Der Unterschied zwischen Handelnden und Zuschauenden war aufgehoben. Dieses Fest der Fédération wurde zum Modell für die Feste in allen Orten Frankreichs.

In der Folge entfernte sich jedoch die Form der Feste immer mehr vom Rousseauschen Ideal. Im Bestreben, die Feste nationalen Ausmasses möglichst gut und sorgfältig zu organisieren, entarteten sie in aufwendige Inszenierungen mit Bühnenbild, Kostümen, Chören und Musikkapellen. Anstelle der Darstellung der Einheit des Volkes trat nun wieder weitgehend die Selbstdarstellung der Magistraten und die Anrufung abstrakter Tugenden in allegorischer Form. Intrigen bestimmten die Auswahl der Redner. So soll ein gutaussehender, gewandter Redner der Guillotine ausgeliefert worden sein, weil sich Robespierre durch ihn konkurrenziert fühlte.

Nach dem Sturz Robespierres sollten neue Elemente die Attraktivität der Feste steigern. Wettkämpfe und Pferderennen wurden eingeführt, und das Fest wurde unterteilt: In einen morgendlichen offiziellen Teil und einen nachmittäglichen zur Volksbelustigung.

Feste zur Zeit der Helvetischen Republik: 1798, im Gründungsjahr der Helvetischen Republik, orientierte man sich auch in der Schweiz am Modell der französischen Sieger. Die Eidesleistung auf die Helvetische Republik war ganz nach dem Modell des Festes der Fédération ausgestaltet. Die Schranken zwischen Magistraten und eidleistenden Männern einerseits und den nur zuschauenden Frauen und Kindern waren jedoch unübersehbar: Philipp Albrecht Stapfer riet daher 1799 dem Direktorium, an die eigenen alten Festtraditionen anzuknüpfen: «Nur in den Jahrzeitfesten von Näfels, Sempach und Stos wird er (der freie Mann, Red.) noch einen kleinen Funken des antiken Ruhms wiedererkennen. Ah! Wie würden sich die Gründer der Französischen Republik auf solche Elemente stürzen, wenn sie etwas Vergleichbares hätten!» Stapfer fand, dass die Volksfeste «mit Geschmack, aber einfach, ohne grosse Unkosten, würdig und fröhlich sollen gefeyert werden». In den Schützen-, Turn- und Sängereisen, in den Jubiläumsfeierlichkeiten sollte sich das ganze Volk wiedererkennen, Klassengegensätze aufgehoben und die nationale Einheit zur Darstellung gebracht werden. Als Erbe der Revolutionsfeste blieb der Festplatz im Freien. Gabentempel und Fahnenburg traten an die Stelle des Altars des Vaterlandes und des Freiheitsbaumes, und Festhütten ergänzten den Festplatz. Durch die Mischung von Festakt, Umzug, Bankett und geselligen Zusammenseins war die Grenze zwischen Handelnden und Zuschauenden wiederum aufgehoben und damit das Ziel der Organisatoren erreicht: Die Darstellung der republikanischen Nation als geeintes, demokratisch konstituiertes Volk.

Anschliessend an das lebendig vorgetragene Referat, das durch Tonbandaufnahmen der damaligen Lieder und durch Dias untermauert war, wurde die Gelegenheit benutzt, Fragen zu stellen und Anmerkungen zur Glarner Festkultur zu machen.

mgf.

Dr. Werner Vogler, St. Gallen

Pfarrer Steinmüller und seine Beschreibung der Glarner Alp- und Landwirtschaft

Vortrag vom 23. 11. 1989 (469)

In seiner Einleitung führte der Präsident des Historischen Vereins, August Rohr, aus, dass im Kanton Glarus um 1800, verglichen mit anderen Bergkantonen wie etwa Uri, die Industrie bereits festen Fuss gefasst hatte. Rund die Hälfte aller Glarner hätte damals als Fabrik- oder Heimarbeiter ihr Brot verdient, daneben sei aber nach wie vor die Landwirtschaft als einzige Lebensgrundlage unentbehrlich gewesen.

Rohr und darauf auch Werner Vogler dankten herzlich für die finanzielle Unterstützung von privater Seite, ohne die die Neuauflage von Steinmüllers Schrift nicht möglich gewesen wäre. Weiter betonte Vogler, dass ihn Glarner Historiker bei seiner Arbeit bestens beraten und unterstützt hätten.

Steinmüllers Büchlein habe in mehrfacher Beziehung eine wichtige Bedeutung, erklärte Vogler; erstens seien Quellen zur Landwirtschaft des beginnenden 19. Jahrhunderts äusserst dünn gesät, es handle sich nämlich sonst fast ausschliesslich um Rechtsdokumente der Obrigkeit, und zweitens habe diese landwirtschaftliche Quelle gerade für Glarus besondere Wichtigkeit, stelle sie doch die älteste umfassende Abhandlung über die Glarner Verhältnisse dar.

Zur Person Steinmüllers: Obwohl heute in Vergessenheit geraten, sei Steinmüller eine der hervorragendsten Ostschweizer Persönlichkeiten des frühen 19. Jahrhunderts gewesen. Er wurde 1773 in Glarus geboren und entstammte einer Familie, die eine Reihe reformierter Geistlicher und Lehrer hervorgebracht hat; auch Steinmüllers Vater war in Glarus Lehrer gewesen. Beeinflusst durch den aufklärerischen Zeitgeist, befasste sich Steinmüller schon früh mit pädagogischen und religiösen Fragen. Nach Studien in Tübingen und Basel wurde er, erst gerade 18 Jahre alt, im Jahre 1791 zum Geistlichen ordiniert. Von Glarus, wo er eine Anstellung als Hauslehrer fand, wurde er 1794 als Pfarrer nach Mühlehorn berufen. Danach führte ihn sein Pfarrersberuf weiter nach Kerenzen, Gais im Appenzell und schliesslich nach Rheineck, wo er die letzten dreissig Jahre seines Lebens in aktiver Tätigkeit verbringen sollte.

Steinmüllers Leben war geprägt von einem ungeheuren Schaffensdrang. Sein Interesse galt vor allem naturkundlich-wissenschaftlichen und dem didaktisch-pädagogischen Forschen und Lehren. Zum ersten machte er sich vor allem als Ornithologe und Pomologe (Obstbaukunde) einen Namen; zum zweiten verfasste er viele Publikationen methodisch-didaktischer Natur zur Lehrerschulung. Als Pädagoge war er ein entschiedener Gegner von Pestalozzi, was zum Teil auf persönlichen Differenzen, aber auch verschiedenen Ansichten beruhte: Der Praktiker Steinmüller konnte mit den theoretisch-philosophischen Ansätzen Pestalozzis nichts anfangen.

Ausserdem war Steinmüller Mitherausgeber einer bekanntgewordenen Zeitschrift mit dem Titel «Alpina», und 1834 wurde er als Präsident der st. gallischen reformierten Synode gewählt. Leider ist ein grosser Teil des ausgesprochen vielseitigen Schaffens Steinmüllers verloren gegangen; der Nachlass ging beim Brand von Glarus in Flammen auf. Unter dem verschont gebliebenen Material verdient vor allem Steinmüllers Briefwechsel mit Konrad Escher von der Linth Erwähnung.

Oberflächliches Schweizer-Bild korrigieren: «So sehr es zwar seit einigen Jahren unter fremden Reisenden gleichsam zur Mode geworden ist, über die Schweiz und über schweizerische Gegenstände zu schreiben; so häufig es geschah, dass bald ein jeder, der nur einen Blick in die Schweiz warf, auch diesen schon beschrieb und ihn verwegen unter die Presse drängte; (...) wie sollte der Fremdling, der ein ihm unbekanntes Land das erstemal und gewöhnlich nur vorüberfliegend bereist, aus den aller Orten zusammengestoppelten Nach-

richten ein richtiges und vollständiges Ganzes liefern können, wozu jahrelanges Nachforschen und Selbstbeobachten erfordert wird!» So umschreibt Steinmüller in der Vorrede zum 1802 erschienenen «Bändchen über die Alpen- und Landwirtschaft des alten Kantons Glarus». Steinmüller hatte sich zum Ziel gesetzt, falsche Ansichten zu korrigieren und den Fremden das wahre Bild der Schweiz vor Augen zu führen. Die Schrift über Glarus sollte nur ein Prohebändchen sein, nach und nach wollte er das ganze Land auf die gleiche Weise dokumentieren; aus unbekannten Gründen wurde diese Reihe nach der Publikation eines zweiten Bändchens jedoch nicht mehr weitergeführt.

Zum Inhalt: Steinmüller möchte dem Leser ein möglichst umfassendes Bild vermitteln. Er betont, dass seine Aussagen durch das Studium von Originalakten und eigenen feldforschischen Erfahrungen abgesichert seien. Hier eine kurze Zusammenfassung des Inhaltsverzeichnis: Neben geographischen Aufzählungen (Namen der Alpen, deren Grösse, Einteilung, Berge), rechtlichen Aspekten (Eigentümer der Alpen, Preis und Lehenszins, Bestimmungen zu Alpauf- und -abfahrt) und Vorstellung der Nutztiere bringt Steinmüller auch Verbesserungsvorschläge zur Nutzung der Allmeinden und der Alpweiden an. Am meisten Interesse hat Steinmüller jedoch am Alpwesen. Neben der Beschreibung von verschiedenen Formen der Milchverarbeitung, Gerätschaften, Nahrung, Kleidung und Gebäulichkeiten behandeln mehrere Kapitel die auf der Alp arbeitenden Leute und deren Lebensweise.

Obwohl Steinmüller betont, dass das Leben auf der Alp hart sei und die Äpler und auch die Tiere ständigen Gefahren ausgesetzt seien, neigt er doch dazu, das Hirtenleben zu heroisieren und als idealste, natürlich-gesunde Existenzform zu verherrlichen: «Das Hirtenvolk unserer Alpen, das gleich entfernt von roher Verwilderung und erkünstelter Ausarbeitung ist, scheint unstreitig unter die glücklichsten Völker des Erdbodens zu gehören» (S. 144).

Bezug zu Anna Göldi? Alles in allem sei Steinmüllers Schrift ein wichtiges und aufschlussreiches Werk, meinte Werner Vogler am Schluss seines Vortrags. Sie vermittele wertvolle Einblicke in vergangene Zustände, die sonst nur in mühsamer Quellenarbeit rekonstruiert werden könnten. Diese Beschreibung helfe nicht nur die Situation der Glarner Landwirtschaft zur Zeit unserer Vorfahren zu verstehen, sie werfe auch auf die heutigen Verhältnisse ein neues Licht. In der an den Vortrag anschliessenden Diskussion wurden vor allem Fragen zur rechtlichen Situation in der Glarner Alpwirtschaft aufgeworfen. Die meisten Fragen fanden kompetente Antworten von Sachverständigen aus dem Publikum, abgesehen von der letzten: Steht Johann Rudolf Steinmüller mit jenem Steinmüller in Beziehung, der in der Geschichte um Anna Göldi eine Rolle spielt? – Ob hier eine Klärung möglich ist, wird sich weisen.

Steinmüllers Bändchen über Alp- und Landwirtschaft des Kantons Glarus ist sicher eine wichtige und informationsreiche Quelle, wenn es darum geht, die Verhältnisse um 1800 kennenzulernen. Doch ist es bei der Benutzung dieser Schrift unerlässlich, sich auch genau über die geistigen und politischen Hintergründe klar zu werden, sonst sind Missverständnisse unvermeidbar.

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts entstand zunächst im Ausland und später auch in der Schweiz eine literarische Strömung, die allgemein als Hirtenromantik bezeichnet wird. Es waren vor allem die Schriften Rousseaus (*Nouvelle Héloïse*, 1761) und die Gedichte Albrecht von Hallers (*Die Alpen*, 1729), die im Ausland eine wahre Natur- und Alpenerlebniseuphorie auslösten. Der deswegen einsetzende Trend von Schweizerreisen war auch verbunden mit einer Flut von Reiseberichten, die von den einzigartigen Naturschönheiten und den freiheitsliebenden, unverdorbenen Alphirten erzählten. Auch Salomon Gessner, zu dessen Gedenken im Klöntal ein Denkmal steht, gehört in diese Bewegung; seine Gestalten sind Hirten, die sich in einer heilen und wunderschönen Welt bewegen.

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts schlägt sich das ausländische Bild der Schweiz auch in den Schriften schweizerischer Historiker nieder. Hirtenlandvorstellungen vermischen sich während der letzten Phase des Ancien Régimes mit einer patriotischen Strömung. Rudolf Braun (Professor für Geschichte in Zürich) bezeichnet diese Hirten-Ideologie «als Komponente, die mit dazu beiträgt, ein schweizerisches Nationalbewusstsein als ideologische Basis für die Gründung des Bundesstaates zu schaffen». Ja sogar die geistige Landesvertei-

digung und der Rütli-Rapport während des Zweiten Weltkrieges müssten vor diesem ideologischen Hintergrund betrachtet werden (Rudolf Braun: «Das ausgehende Ancien Régime in der Schweiz», 1984, S. 83). Obwohl sich Steinmüller in seiner Schrift gegen oberflächliche Berichte von Ausländern über die Schweiz wendet, sind auch seine Darstellungen des Älplerlebens zum Teil stark hirtentouristisch gefärbt.

fix.

Prof. Dr. Peter Stadler, Zürich

Pestalozzi – ein Propagandist der Revolution?

Sein publizistisches Engagement im Sommer 1798

Vortrag vom 17. 1. 1990 (470)

Vizepräsident Dr. Erich Wettstein begrüßte anstelle des erkrankten Präsidenten die zahlreich erschienenen Mitglieder des Historischen Vereins und stellte den Referenten kurz vor. Professor Dr. Peter Stadler ist Ordinarius für neuere Geschichte an der Universität Zürich, und er hat neben vielen anderen Publikationen eine geschichtliche Biographie über Pestalozzi geschrieben.

Was geschah 1798 in der Schweiz? Im Februar 1798 hatte sich das Ancien Régime praktisch aufgegeben. Frankreich konnte die Schweiz daher ohne blutige Verfolgungen und Zerstörungen erobern, allerdings mit offener und verdeckter Ausplünderung. Im April trat die Helvetische Verfassung in Kraft, die bestimmte, dass alles Eigenleben der Kantone und jede lokale und ständische Sonderstellung aufgehoben sei. Die Helvetische Regierung baute eine neue Staatsverwaltung auf, sie ordnete das Gemeinwesen neu, sie hob die Binnenzölle auf und gewährleistete damit die Wirtschaftsfreiheit, sie beseitigte die Klöster, und sie baute das Bildungswesen aus.

Für das Volk waren dies alles radikale Neuerungen, die nicht so schnell akzeptiert werden konnten. Es empfand die neue Verfassung als Instrument der französischen Herrschaft. Ende April 1798 organisierte sich daher der bewaffnete Widerstand in der Inner- und Ostschweiz. Die Männer waren entschlossen, die einzelörtliche Souveränität, die Landsgemeinde und den christlichen Glauben zu verteidigen.

Für wen schrieb Pestalozzi? Professor Stadler begann seine Ausführungen mit einem kurzen Überblick über die Haltung Pestalozzis zum Ancien Régime und über die schriftstellerische Tätigkeit dieses Zeitgenossen Goethes. Als überzeugter Befürworter der Helvetik schrieb Pestalozzi im Frühjahr 1798 eine Schrift zur Verfassungsfrage, worin er die fremde Intervention herunterspielte. Er kam zum Schluss, dass nur Frankreich eine neue Ordnung schaffen könne, da das Ancien Régime nicht fähig gewesen sei, sich rechtzeitig zu erneuern und damit seine Autonomie verwirkt habe.

Für Pestalozzi war die siegende Macht nicht nur stärker, sie repräsentierte auch ein geistiges Prinzip, das die Zukunft in sich trägt. Im Mai erteilte ihm die Regierung den Auftrag, eine Flugschrift gegen die im Widerstand verharrenden Urschweizer zu schreiben. Zum erstenmal war sein Schreiben von amtlicher Seite gefragt. Im August wurde Pestalozzi, nicht ohne Widerspruch von verschiedener Seite, zum Redaktor des «Helvetischen Volksblattes» ernannt. In den drei ersten Nummern dieser Zeitung legte er seine «Revolutions-skizzen» dar, eine Geschichte in Dialogform, in der Bauern und ein Vertreter des neuen Einheitsstaates die alte und neue Ordnung diskutieren. Im August hatte die Schweiz ein Bündnis mit Frankreich schließen müssen, das sie ganz zum Vasallenstaat werden liess: Pe-

stalozzi hätte sich diesem Unterwerfungsvertrag still fügen können, er verfasste jedoch einen Aufruf, in dem zu lesen war: «... Frankreich nimmt dich (das Vaterland) mit schwersterlichem Gleichheitsgefühl in den Arm... Bey der Trennung Europas, bey dem waltenden Kampfe zwischen Freyheit und Despotie, was wolltest du seyn? was konntest du bleiben? was konntest du werden? ohne Anschliessen an ein Volk das immer das Wohl der Menschheit zu seinem Ziel... hat.» Dies schrieb er kurz vor dem blutigsten Tag der Helvetik, dem 9. September 1798, an dem die Franzosen in Nidwalden einen Aufstand niederschlugen und dabei 464 Einwohner töteten. Sogar dies vermochte Pestalozzi noch als letztlich sinnvoll hinzustellen, und er sagte, die Opfer seien nicht unschuldig an ihrem Verderben, sie seien Aufrührer gewesen gegen den modernen, aufgeklärten Einheitsstaat.

Die öffentliche Meinung stimmte offensichtlich nicht mit der gouvernementalen überein; darin sah Pestalozzi eine grosse Gefahr, der er mit seinen Schriften begegnen wollte. Als Frankreich 18 000 Schweizer Soldaten brauchte, argumentierte Pestalozzi unter anderem, das Vaterland bedürfe der kriegerischen Bildung. Bei dieser Gelegenheit äusserte er sich auch gegen die Juden. Im Oktober endete die Redaktionstätigkeit Pestalozzis nach nur sechs Wochen in, wie es hiess, beidseitigem Einvernehmen. Politische Gründe dafür sind auszuschliessen, denn Pestalozzi vertrat die Regierungspolitik mit Überzeugung. Offenbar gab es organisatorische Probleme, und es mussten Anstrengungen unternommen werden, um das Blatt zu verbreiten. Nach seiner publizistischen Episode ermöglichte es die Regierung, dass sich Pestalozzi der Aufgabe zuwenden konnte, die ihm zu Weltgeltung verhelfen sollte: Die Erziehungsarbeit in Stans, wo er sich der Waisen des Nidwaldner Aufstandes annahm.

Im Anschluss an den Vortrag gab Christoph H. Brunner einen Überblick über die Aufnahme der Bücher Pestalozzis im Glarnerland. Erwähnt sei, dass 1803 dem Aufruf zur Subskription 50 Glarner/-innen folgten und die für damalige Verhältnisse teuren Elementarbücher erwarben. Landammann Niklaus Heer setzte sich an der Tagsatzung ein für Pestalozzi und verfasste mehrere Artikel über ihn für die damalige «Glarner Zeitung». In Ennenda entstand eine Pestalozzi-Schule, die vom Theologen Balthasar Marti geführt wurde.

mgj.

Prof. Dr. Georg Kreis, Basel

Die Schweiz zur Zeit des drôle de guerre 1939/40

Vortrag vom 14. 2. 1990 (471)

«*Ne touchez pas au sacré!*» Das Zitat stammt aus einem Artikel in einer welschen Zeitung, der im Jahre 1985 als Reaktion auf Enthüllungen rund um die Person Guisans erschienen ist. Dieser Satz beweist, dass Guisan noch nicht als historische Figur ad acta gelegt werden kann, sondern bis heute eine brennende Diskussion über die Persönlichkeit des Generals im Gange ist. Prof. Dr. Georg Kreis referierte am vergangenen Mittwochabend im Rahmen einer Veranstaltung des Historischen Vereins Glarus zum Thema «General Henri Guisan; Glanz und Elend einer Symbolfigur.»

In seinen einführenden Worten bemerkte der Präsident des Historischen Vereins, August Rohr, dass es im Verlauf der Geschichte immer wieder Figuren gegeben habe, um die sich Legenden woben. Oft hätten diese Legenden mit der Zeit ein Eigenleben entwickelt, und es sei schwierig, den wahren Kern im Nachhinein herauszukristallisieren. Zwar sei die Distanz zu Guisan weniger gross als zum Beispiel zu Winkelried oder zu Tell, doch sei es gerade darum problematisch, über Guisan zu urteilen, weil eine ganze, heute

noch lebende Generation durch die Integrationsfigur Guisan geprägt worden sei. Viele bekunden Mühe, wenn am Lack des Guisan-Bildes gekratzt wird.

A. Rohr stellte Prof. Dr. Georg Kreis als kompetenten Referenten zum Thema vor. G. Kreis ist einesteils Professor an der Uni Basel und arbeitet zum andern am nationalen Forschungsprogramm 21, das die «kulturelle Vielfalt und nationale Identität» der Schweiz untersuchen soll. G. Kreis hat einen grossen Teil seiner Forschungen der Schweiz während des Zweiten Weltkrieges gewidmet. So hat er unter anderem die Pressezensur, die Aktenfunde von La Charitée sur Loire und die internationalen Beziehungen untersucht und kommentiert. Weiter habe sich G. Kreis durch die Fähigkeit einen Namen gemacht, wissenschaftliche Themen in einfacher Sprache darstellen zu können.

Zwischen Verehrung und Vermarktung: Prof. G. Kreis stellte gleich zu Beginn klar, dass er nicht Wesenszüge und (Fehl)-Verhalten des Generals zum Thema seines Vortrages machen wolle. Es gehe ihm viel mehr darum, aufzuzeigen, wie mit der Symbolfigur Guisan bis heute umgegangen worden sei. Überhaupt wären alle Wertungen subjektiv, von Produzenten (Autoren) auf einen bestimmten Kreis von Konsumenten ausgerichtet.

Schon vor seiner Wahl zum General sei Guisan als Offizier sehr geschätzt worden. Nach der Wahl habe ihn die Menge in Sprechchören zum Reden aufgefordert und danach spontan die Landeshymne angestimmt. Dabei sei aber Guisan als Person nicht unumstritten gewesen. Vor allem den linken Parteien sei seine Abstammung aus dem Waadtländer Rechts-Bürgertum ein Dorn im Auge gewesen. Dem General sei erst im Sommer 1940 vollstes Vertrauen entgegengebracht worden, die misslungene Radio-Rede von Pilet-Golaz und die darauffolgende Demonstration des Verteidigungswillens auf dem Rütli hätten ihm dazu verholfen.

Doch schon vor dem Krisensommer sei der General äusserst populär gewesen. Abbildungen des Generals zierten Wirtshäuser, Amtsstuben usw., sie wurden mit grossem kommerziellem Erfolg unters Volk gebracht. Im Januar 1940 rief die Abteilung Presse-Funkspruch in einem Schreiben mit dem Titel «Die Schattenseiten der Volkstümlichkeit» dazu auf, die kommerzielle Ausbeutung der Verehrung zu stoppen.

Guisan, selbst bestrebt, sein Image mit öffentlichen Auftritten zu pflegen, rügte im November 1940 die Presse, dass sie zu viele Aufnahmen von ihm bei Banketten veröffentliche, während doch vor allem seine Anwesenheit bei der Truppe gezeigt werden sollte. Im Herbst 1941 erging die Weisung, dass alle Fotos an seinen Stab abzugeben seien; unter anderem sollte die Zigarette des Generals von den Bildern verschwinden.

Nachkriegszeit: Glanz fast ohne Schatten: Trotz der grossen Popularität hatte Guisan noch während des Krieges Gegner. Neben Pilet-Golaz und Bundesrat Stampfli, die mit dem General konkurrierten, hegten auch gewisse hohe Offiziere Vorbehalte, was die strategischen Fähigkeiten Guisans betraf; sie nannten ihn, in Anspielung auf seinen Vornamen, «Fest-Heini». Nach Kriegsende traten auch die Spannungen zwischen General und Bundesrat an die Oberfläche. 1947 kritisierte die Landesregierung, dass Guisan seinen Rechenschaftsbericht ohne Rücksprache verfasste.

Diese Schatten vermochten jedoch den Glanz der Symbolfigur nicht zu trüben. 1949 erschien eine erste strahlende Biographie, an deren Entstehung der General selbst mitgewirkt hatte. Zu Beginn der fünfziger Jahre kam Guisan in einer Serie von Radiosendungen zu Wort, ohne dass seine Aussagen kritisch unter die Lupe genommen worden wären. Mit seinem Tod im Jahre 1960 kam es zu einer neuen Verehrungswelle. Eine «Association Henri Guisan» wurde gegründet, und zur Errichtung eines Denkmals kamen in kürzester Zeit Spendengelder von über einer Million Franken zusammen. Nach heftigen Kontroversen wurde beschlossen, ein Reiterstandbild in Auftrag zu geben, das 1967 in Genf eingeweiht werden konnte. Am 1. Guisan-Volksmarsch nahmen über 7000 Personen teil. Die Porträts des Generals blieben über seinen Tod hinaus in Polizeiposten, Amtsstuben und Restaurants – umrahmt von Aperitif-Flaschen – hängen.

Zäsur um 1970: Obwohl Hans-Rudolf Kurz, ehemaliger Informationschef des EMD, schon 1965 in einer Biographie des Generals Fragen aufgeworfen hatte, kam es erst in den siebziger Jahren zu einer Erörterung dieser Punkte. Edgar Bonjour bemerkte zwar, dass der General während des Krieges beabsichtigte, Sonderbotschafter zu Hitler zu senden, doch hielt er das Guisan-Bild nicht für revisionsbedürftig. Von Salis dagegen reagierte bedeutend

schärfer auf diese Enthüllungen: Unter dem Titel «Heroen im Zwielficht» sprach er vom Ende der Legenden.

Doch trotz dieser Angriffe blieb das traditionelle Bild zunächst unversehrt. 1974 erschien zum 100. Geburtstag Guisans das verherrlichende Buch «Der General», und 1980 wurde der 40. Jahrestag des Rütli-rapports festlich begangen und eine Gedenktafel angebracht. Das 45. Rütli-Jubiläum, 1985, sollte jedoch das letzte ungetrübte Ereignis in Sachen Guisan sein, denn gerade zu dieser historischen Begebenheit tischte Oscar Gauye neue Fakten auf: Ein Manuskript, das Guisan bei seiner Rütli-Rede zwar nicht benutzte, doch ziemlich sicher seiner Überzeugung entsprach, enthielt eine politische Vision, bei der das demokratische System der Schweiz weitgehend preisgegeben worden wäre. Ausserdem wurden in diesem Entwurf die linken Parteien angegriffen, und gewisse Sympathien für Mussolinis Italien waren unverkennbar. Gauye machte auch auf Verbindungen des Generals zu den faschistisch orientierten Frönlern aufmerksam.

Etwas später tauchte ein weiteres belastendes Dokument auf: In einem Brief mit der Unterschrift des Generals wurde der Armee-Filmdienst angefragt, wieviele Juden dort beschäftigt seien – latenter Anti-Semitismus oder Angst vor bolschewistischen Umtrieben (die oft den Juden angeprangert wurden)?

Die Reaktionen auf diese neuen Erkenntnisse waren heftig. Während Brodmann frohlockte, ging vor allem in der Westschweiz eine Welle der Entrüstung durch die Presse. Eine Versammlung von welschen Offizieren veranstaltete ein hurra-patriotisches Ritual, um dem General zu huldigen, der rechts-extreme Vigilant verlangte in der Nationalversammlung Schritte gegen die Guisan-Schänder.

Polarisierung der Meinungen: Prof. G. Kreis erachtete es als positiv, dass das Thema Guisan in jüngster Zeit nicht mehr tabu sei und diskutiert werde. Allerdings stünden sich gegensätzliche Meinungen gegenüber, die unmöglich zusammengebracht werden könnten. Die ältere Generation, die Guisan noch selbst erlebt hatte, sei befangen in Erinnerung, während die jüngere Generation das Thema als etwas Abstraktes angehe.

Zudem müsse der Konflikt auch im gesellschaftlichen Rahmen gesehen werden. Nicht nur in bezug auf den General, sondern auch gegenüber dem allgemeinen Geschichtsbild und der Rolle der Schweiz habe sich die Haltung gewandelt. Die zunehmende Wissenschaftlichkeit der Geschichtsforschung und nicht zuletzt die Auswirkungen der 68er-Bewegung brächten es mit sich, dass das etablierte Gesellschaftssystem und dessen Repräsentanten nicht mehr einfach von den Vätern übernommen würden. Während es in den frühen siebziger Jahren zunächst Schriftsteller (z. B. Max Frisch) und später oppositionelle Journalisten waren, die traditionelle Vorstellungen vor allem der älteren Geschichte hinterfragten (z. B. Winkelried), folgten die Historiker erst in den achtziger Jahren auf diesem Pfad.

Die jüngsten Würdigungen Guisans reflektierten genau die entstandene Kluft. Während Gautschi in seiner Biographie zwar Fehler des Generals eingesteht, aber doch das überparteiliche geschickte Verhalten Guisans über alles stellt und nur kleine Retouchen, aber keine Korrekturen am Bild für nötig hält, nimmt der jüngere Heiniger eine andere Position ein: In seiner Schrift «Dreizehn Gründe. Warum die Schweiz im Zweiten Weltkrieg nicht erobert wurde», behauptet er, dass Guisan nur nicht geputscht habe, weil der Bundesrat willfähig gewesen sei.

Diskussion zwecklos? Im Saal des «Glarnerhofes» war zwar eine altersmässig gemischte Zuhörerschaft anwesend, doch war es irgendwie klar, dass es zu keiner eigentlichen Diskussion brisanter Fragen um Guisan kommen konnte.

Der einzige, der sich aus dem Publikum direkt zur Problematik äusserte, Dr. Hans Jakob Streiff, stellte keine Fragen, sondern liess seine eigenen Ansichten vom Stapel. Konform zum Modell, das Kreis vorher aufgezeigt hatte, stellte sich der Zuhörer auf die Seite der Traditionalisten und nahm allen Vorwürfen gegen den General den Wind aus den Segeln: Der gefundene Entwurf zur Rütli-Rede stammte aus der Feder eines übereifrigen Mitarbeiters, und es spreche für Guisan, diesen nicht benutzt zu haben; und die Abklärung, wieviele Juden im Armee-Filmdienst beschäftigt waren, habe in der damaligen Zeit durchaus zur militärischen Lagebeurteilung gehört. Man solle aufgrund weniger belastender Akten nicht auf den Charakter des Führers als Ganzes schliessen – bezeichnend hier die Verwendung des faschistisch vorbelasteten Begriffs Führer für die Person des Generals.

Schliesslich wischte der Votant alle weiteren kritischen Bedenken mit der Floskel unter den Tisch, es sei ja nicht wichtig, dass Tell wirklich existiert habe, wichtig sei nur, dass aus dem Schweizer Volk jederzeit wieder ein Tell auferstehen könnte, um gegen Unterdrückung zu kämpfen. Der grösste Teil der Anwesenden reagierte auf dieses Votum mit Beifall, offensichtlich aus Erleichterung darüber, dass jemand mit wenigen prägnanten Sätzen ihr in Gefahr geratenes (historisches) Weltbild wieder ins Lot rückte. Wie lange mag es wohl dauern, bis auch in Glarus heilige Kühe, nicht geschlachtet, aber wenigstens ohne Samthandschuhe gemolken werden können?

Fix Stüssi

Hans Thürer, Frauenfeld

Studium auf Königskosten – Glarner, die das französische Stipendium bezogen

Vortrag (472) und Hauptversammlung vom 10. 3. 1990

Präsident August Rohr begrüsst im überaus gut besetzten Saal des Hotels «Glarnerhof» Ehrenmitglied Hans Thürer als Referenten des fünften Vortrages des Winterprogramms des Historischen Vereins. Vielen bekannt als langjähriger Zeitungsschreiber und Autor, u. a. der Gemeindegeschichte von Mollis, hat es Hans Thürer wiederum verstanden, auf anschauliche Art Einblick in einen Bereich der Glarner Geschichte zu geben. Hans Thürer sprach über Glarner, die das französische Stipendium bezogen, die also auf Königskosten in Paris an der Sorbonne studieren konnten.

Militärischer Ruhm und glorreiche Studien: Erasmus von Rotterdam schrieb Anfang des 16. Jahrhunderts, die Schweizer verstünden es, militärischen Ruhm mit glorreichen Studien zu verbinden. Damit meinte er die vom französischen König den Eidgenossen zugesicherten Studienplätze, die sie neben Sold- und Pensionsgeld als Entgelt für Kriegsdienste erhielten. Jeder der alten Orte hatte Anspruch auf zwei Stipendien, wobei unklar bleibt, wann diese erstmals ausbezahlt wurden. Belegt ist nur, dass Ludwigs Nachfolger, Karl VIII., die Weiterzahlung der Stipendien bestätigte. Allerdings mussten die Eidgenossen oft lange auf die Zahlungen warten, auch dann noch, als unter Ludwig XII. das Stipendium zu einem festen Posten im Staatsbudget wurde.

Die Ausbildung in Frankreich entsprach einem politischen Bedürfnis der eidgenössischen Orte. Durch die kriegerischen Erfolge gegen Karl den Kühnen in ihrem Selbstbewusstsein gestärkt, entwickelten sich die eidgenössischen Kanzleien zu Zentren politischen Lebens, die von Männern verwaltet werden sollten, die lesen, schreiben und rechnen konnten.

Für die meisten Glarner war die ABC-Kunst damals noch eine Geheimlehre. Wer seinen Namen unter ein Schriftstück setzen musste, tat dies mit drei Kreuzen oder überliess das Unterschreiben einer Amtsperson. Noch 1576 entschieden die Molliser, Fridli Blum soll Kirchenvogt bleiben, auch wenn er nicht lesen und schreiben könne.

Ambassador in Solothurn: Anfänglich hatte Frankreich keinen ständigen Vertreter in der Eidgenossenschaft. So vertrat 1516 Ludwig Tschudi, der Vater des Chronisten Gilg, die französische Krone in den alten Orten. Von 1521 an residierte jedoch ein ordentlicher Gesandter Frankreichs in Solothurn. Er war es, der die Stipendiate dem König empfahl und das Studiengeld auszahlte.

Das Los entscheidet: Zu Beginn des Stipendienwesens wurden die Studienplätze vom Rat vergeben, wobei beide Konfessionen gleichermassen berücksichtigt wurden. Im 17. Jahrhundert wurde das Kugellos eingeführt. Dabei wurden durch das offene Handmehr acht

Bewerber erkoren, die aus einem Beutel hölzerne runde Kapseln herausfischen durften. Sieben Kapseln enthielten eine silberne, eine jedoch eine goldene Kugel. Wer die goldene Kugel zog, durfte an der Sorbonne studieren. Damit sollte die Möglichkeit der Bestechung ausgeschaltet werden. Dennoch kam es vor, dass Söhne von einflussreichen Männern bevorzugt wurden. So geschah 1607, als Landammann Joh. Heinrich Schwarz, katholisches Staatsoberhaupt, gleich zwei seiner Söhne anmeldete und beide nacheinander nach Paris gehen konnten, obwohl zwei weitere Bewerber von einfacherem Stand Vorrang gehabt hätten.

Die Stipendiaten konnten die Studienrichtung frei wählen; es wurde aber von ihnen erwartet, dass sie nach Beendigung der Studien ihren Mitbürgern zu Diensten standen. Bei zwei Dritteln aller Stipendiaten war dies auch der Fall: Acht Landammänner, neun Landvögte, je zwei Pannerherren, Landeshauptleute und Säckelmeister, viele Ratsherren, drei Richter und zwei Ärzte hatten in Frankreich studiert. In der Regel blieben die Studenten vier Semester an der Sorbonne. Ob dies die Politik im Glarnerland zu beeinflussen vermochte, ist ungewiss. Denkbar ist, dass dem Willen der Krone kaum ernstlich Widerstand geleistet wurde, nachdem die Stipendiaten in den Genuss der persönlichen Pensionen gekommen waren.

Die meisten Stipendiaten stammten aus Glarus und Näfels. Der jüngste zählte sieben Jahre, als er den Weg nach Paris antrat, der älteste war Landammann Joh. Heinrich Zwicky, dem die Landsgemeinde das Studiengeld zuteilte, als er 53 Jahre alt war. Er bezog das Geld 15 Jahre lang, ohne es je sinngemäss zu verbrauchen. Vermutlich wurde es ihm nur deshalb zugesprochen, weil es sonst niemand beanspruchte. Abgesehen von diesen Extremen, betrug das Durchschnittsalter der Studenten 18 Jahre bei den Katholiken und 19 Jahre bei den Protestanten. Nach 1777 wurden die Stipendiaten nicht mehr durch offenes Handmehr bestimmt, sondern sie gingen aus einer allgemeinen Verlosung hervor. Die Pfarrer hatten anhand der Kirchenbücher alle Knaben zwischen 15 und 16 Jahren dem Rat zu melden. Aus diesen wurden acht ausgelost, bevor wiederum das Kugellos den Stipendienempfänger bestimmte.

Das Ende des Stipendiums: Dem Ambassador in Solothurn fiel Ende des 18. Jahrhunderts auf, dass die Glarner keine Studenten mehr nach Paris schickten, obwohl sie die Stipendiengelder regelmässig bezogen. Er verlangte daher beglaubigte Studienausweise von den Räten. An der Tagsatzung von 1785 versuchte der Gesandte von Katholisch-Glarus die Anwesenden zu überzeugen, dass dem Ambassador zu berichten sei, man halte die Studienausweise für überflüssig. Zwar kam ein solcher Beschluss nicht zustande, doch es ist anzunehmen, dass der Ambassador und nach ihm der König von den Gesprächen erfuhr. Im Zuge von Sparmassnahmen beschloss Ludwig XVI. 1788, die Stipendienzahlen einzustellen.

Hauptversammlung des Vereins: Im Anschluss an den detaillierten, mit vielen individuellen Beispielen bereicherten Vortrag von Hans Thürer fand die Hauptversammlung des Historischen Vereins statt. Nachdem Protokoll, Jahresbericht und -rechnung einstimmig genehmigt worden waren, beschloss die Versammlung eine Erhöhung der Mitgliederbeiträge auf 30 Franken für Einzel- und 60 Franken für Kollektivmitglieder. Unter Traktandum Wahlen wurde die Historikerin Susanne Kubli einstimmig in den Vorstand gewählt. Ebenso einstimmig wurde der Vorstand in globo für eine weitere Amtszeit bestätigt. Dann galt es, einen neuen Präsidenten zu wählen. August Rohr hatte den Vorstand vor einiger Zeit ersucht, ihm eine Entschädigung für gewisse Vereinsfunktionen zu entrichten. Er argumentierte, die Erwartungen und Ansprüche der kulturell interessierten Leute seien gegenüber früher wesentlich gestiegen und die Attraktivität eines Vereins hänge stark davon ab, ob diese Ansprüche erfüllt würden oder nicht. Die kulturellen Vereinigungen seien zu einer Art Dienstleistungsunternehmen geworden, die professionellen Aufwand und Einsatz verlangten. Er habe feststellen können, dass der Historische Verein einen guten Ruf geniesse; in seiner vierjährigen Amtszeit hätten fast hundert neue Mitglieder gewonnen werden können. Als nunmehr einziger ausgebildeter Historiker im Vorstand habe er zu den präsidentialen Funktionen eine ganze Reihe weiterer Aufgaben zu erledigen gehabt, was einen Arbeitsaufwand von vier Wochen als Präsident und zwei bis fünf Wochen pro Jahrbuch bedeute. Ohne Reduktion seiner Berufsarbeit von 100 % auf 75 % wäre es August Rohr

nicht möglich gewesen, diese Vereinsarbeit zu leisten. Nachdem der Vorstand beschlossen habe, am Prinzip Ehrenamt festzuhalten und nur die Redaktion des Jahrbuches und die durch die Vereinstätigkeit entstehenden Unkosten zu entschädigen, sei ihm klar geworden, dass er mit seinen Vorstellungen der Vereinsführung im Vorstand nicht genügend Rückhalt fände. August Rohr hat daher auf Ende der Amtsperiode den Rücktritt vom Präsidium und aus dem Vorstand erklärt. Als Nachfolger wählte die Versammlung Dr. Erich Wettstein, den vom Vorstand vorgeschlagenen Vorgänger von August Rohr. Er war es denn auch, der nach seiner Wahl das Wirken des zurückgetretenen Präsidenten würdigte. Er kam auf die sehr grossen Verdienste zu sprechen, die sich August Rohr durch die ausgezeichnete Vereinsführung erworben hat, darauf, dass der Zurückgetretene sehr viel Arbeit geleistet hat mit den Jahrbüchern, und er betonte, dass der Verein August Rohr für sein Wirken sehr dankbar sei. Erich Wettstein gab der Hoffnung Ausdruck, dass August Rohr nach einer Ruhepause das Präsidium wieder übernehmen werde und überreichte ihm, neben einem Blumenstrauss, die bis auf vergriffene Exemplare vollständige Sammlung der Jahrbücher des Historischen Vereins.

Zum Abschluss wies der neue Präsident auf die nächste Vereinsveranstaltung hin, die Reise nach Appenzell am 1. September 1990.

